

Logisches und dialektisches Denken

Autor(en): **Hartwig, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **30 (1947)**

Heft 9

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-409764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Redaktion: Transittfach 541, Bern / Abonnementspreis jährlich Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—). Sämtliche Adreßänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle der FVS Postfach 16, Basel 12. Postcheck V 19305 Basel

Inhalt: Logisches und dialektisches Denken — Warum gab es in Italien keine Reformation? — Fünf Vorträge — Hall und Widerhall — Mitteilung des Hauptvorstandes — Aus der Bewegung.



Schutz der Vernunft bedeutet zugleich Schutz der Menschenrechte, Kampf für die Vernunft ist Kampf gegen Unfreiheit, Ausbeutung, Unterdrückung und Unkultur.
Rudolf Goldscheid

Logisches und dialektisches Denken*

Der Mensch lebt nicht, um zu denken, sondern er denkt, um zu leben. Im Kampf ums Dasein hat sich das Denken des Menschen zu einer Waffe entwickelt, die seine Ueberlegenheit — nicht nur gegenüber den blinden Naturgewalten — sichert. Auch im Wettstreit der Menschen untereinander entscheidet immer mehr die Denkwaaffe, was schon in der Bibel durch den Sieg des Hirtenknaben David über den Riesen Goliath symbolisiert wird. Die unscheinbare Schleuder, ein Produkt des erfinderischen Menschengenies, hatte sich als Fernwaaffe wirksamer erwiesen als die rohe Kraft des ungeschlachten Muskelmenschen. So wurde auch die ganze Ritterromantik durch den ersten Kanonenschuß hinweggefegt und die einstige Herrlichkeit mittelalterlicher Turniere endete mit einem unauslöschlichen Gelächter über unzeitgemäße Don Quichotterien. Und vor einer modernen Atombombe gibt es überhaupt kein militantes Heldentum mehr.

Natürlich hat der Mensch seine Entwicklung zum «Hirnsaurier» teuer genug bezahlt. Sein Naturburschentum ist einer überempfindlichen Sensibilität gewichen und oft mag dem Menschen vor seiner Gottähnlichkeit bange werden; er möchte manchmal gern zurück in die paradiesischen Zeiten eines naturnahen Daseins. Er vergißt dabei nur zu leicht, was er dem Aufstieg seines Denkapparats verdankt; man erinnere sich nur daran, welche Schrecken einst durch die Pest verursacht wurden. Die moderne Medizin nahm den Kampf gegen alle Infektionskrankheiten erfolgreich auf und leistet schon durch entsprechende sanitäre Maßnahmen vorbildliche prophylaktische Arbeit. Die mittlere Lebensdauer des Menschen ist denn auch in letzterer Zeit erheblich gewachsen. Alle zivilisatorischen Errungenschaften sind letzten Endes auf die Entwicklung des menschlichen Denkens zurückzuführen und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es den Menschen — nach Ueberwindung der geistigen Rückständigkeit breiter Volksschichten — gelingen wird, auch das soziale Problem zu meistern.

* In meiner Besprechung von Nr. 1 der neugegründeten Vierteljahrschrift «Dialectica» im «Freidenker» vom Juni 1947 konnte ich mich naturgemäß nicht positiv zur Frage der Dialektik äußern, sondern mußte mich auf eine kritische Stellungnahme beschränken. Um dem Vorwurf zu begegnen, daß Kritisieren leicht ist, aber Bessermachen schwer, lege ich hiemit meine positiven Ansichten über dieses Thema vor, zugleich als Antwort auf die Anfragen einiger Gesinnungsfreunde, die sich mit der neuen Materie vertraut machen möchten.

Es war ein weiter Weg, der von dem ungegliederten (vorlogischen) Denken des Urmenschen zu dem vorausblickenden und planenden Menschengenies von heute führte, der sein Wissen aufspeichert, um seine Zukunft zu sichern. Wissen ist «Erfahrung auf Vorrat» (Ernst Mach) und den gleichen Gedanken enthält das bekannte Wort: «savoir pour prévoir». Um so weit zu gelangen, mußte der Mensch auf Grund der Erfahrung Kenntnisse sammeln, den Zusammenhang der Naturvorgänge und deren Gesetzmäßigkeiten erforschen. Zu diesem Zwecke mußte der Mensch seine Aufmerksamkeit der Außenwelt zuwenden und da fand er zunächst, daß er einer verwirrenden Fülle von Erscheinungen gegenüberstand, die jeder Registrierung spottete. Ein unaufhörliches Werden und Vergehen war in der Natur zu beobachten, was das Beziehen eines festen Standpunktes erschwerte. Der altgriechische Philosoph Heraklit von Ephesos hat diese Tatsache auf die Formel gebracht: «Alles fließt dahin» (panta rhei). Wie sollte man in diesem ständigen Wechsel zu einem geordneten Weltbild gelangen?

Da richtete der Mensch seine Blicke vom irdischen Getriebe weg zu dem gestirnten Himmel empor, wo in erhabener Ruhe der Polarstern thronte und die übrigen Gestirne ihre ewig gleichen Bahnen vollendeten; ihre Konstellation ermöglichte die erste Zeitmessung (Mondphasen, Jahreszeiten). Das Zusammenfallen der für das ganze wirtschaftliche Leben in Aegypten so wichtigen Nilüberschwemmung mit einer bestimmten Stellung gewisser Sternbilder brachte Ordnung in das Denken des Menschen; lernte in der Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen gewisse Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten beobachten, die sich schließlich zu Naturgesetzen verdichteten. Aus den einzelnen Vorstellungen entwickelten sich zusammenfassende Begriffe und die formale Logik fixierte die ersten Denkgesetze. Da war der Satz von der Identität ($A = A$), der Satz vom Widerspruch oder — wie man auch sagt — der Satz vom ausgeschlossenen Dritten (A ist entweder A oder Nicht- A) und endlich wurde — viel später — der Satz vom zureichenden Grunde formuliert, der das Fundament der Wissenschaft darstellt: Jede Begründung einer wissenschaftlichen Theorie muß notwendig und hinreichend sein. Der große englische Physiker Newton hat in seinen «Prinzipien» diesen Grundsatz folgendermaßen formuliert:

1. Wir dürfen nicht mehr Ursachen natürlicher Dinge zulassen als wahr sind und zugleich zur Erklärung dieser Erscheinungen genügen.
2. Man muß daher, soweit es angeht, gleichartigen Wirkungen dieselben Ursachen zuschreiben.

Der Satz vom zureichenden Grunde besagt, daß wir in der Wissenschaft erst dann Veranlassung haben, von neuen Annahmen auszugehen, neue Arbeitshypothesen zu ersinnen, beziehungsweise eine neue Theorie aufzustellen, bis Tatsachen bekannt werden, welche sich durch die bisher gültigen einfacheren Annahmen nicht erklären lassen. (Wir fügen Bescheiden hinzu: Erklären bedeutet eigentlich nur, daß wir Unbekanntes auf Bekanntes, Ungewohntes auf Gewohntes zurückführen.) Die Wissenschaft geht vom Einfachen aus, um immer Komplizierteres zu erfassen. *Einstein* hat zuerst die spezielle Relativitätstheorie aufgestellt, ehe er die weit schwierigeren Grundlagen der allgemeinen Relativitätstheorie entwickelte. Es war daher nur folgerichtig, daß der Mensch, um sich in der Erscheinungen Flucht halbwegs zurechtzufinden, zunächst einen — relativ — ruhenden Pol festzulegen suchte. Die Logik war nur ein vorläufiger Versuch, die Wirklichkeit — ungeachtet ihres ständigen Wandels — begrifflich zu erfassen, eine erste Annäherung an die uns umgebende Realität. Indem wir von den mehr oder minder rasch verlaufenden Veränderungen in der Natur abstrahieren, gelangen wir zu dem anscheinend so selbstverständlichen Satz der Identität: $A = A$.

Wenn aber eine Selbstverständlichkeit ausdrücklich betont wird, so muß etwas dahinter stecken. Und tatsächlich wird ein Umstand übersehen, der den Satz geradezu in sein Gegenteil zu verkehren droht: Kein Ding bleibt sich nämlich auf die Dauer gleich. Alles verändert sich unaufhörlich, manches rascher, manches langsamer, aber ein beharrendes Sein gibt es nicht. Oder — wie es Heraklit sagte — «man kann nicht zweimal in demselben Flusse baden», da die Wasser unaufhörlich verrinnen. Wie soll es nun möglich sein, in diesem allgemeinen Fluß der Dinge das Sein richtig zu erfassen? Jeder Zustand entgleitet unserer Betrachtung sozusagen unter den Fingern, während wir seine Umrisse zu erfassen, d. h. festzuhalten suchen. Unsere Zuversicht, die Welt begrifflich zu erfassen, gerät ins Wanken. (Ein sehr lehrreiches Beispiel für die höchst «unlogische» Unbeständigkeit eines A bietet der Zerfall radioaktiver Substanzen).

Nun, die Sache ist nicht gar so schlimm, wie sie nun, herakleitisch gesehen, erscheint; man darf nur nicht gleich alles übertreiben. Es gibt wohl keine absolute Beständigkeit, aber es gibt ein relatives Stillehalten, und dieses, wenn auch noch

so kurzfristige Verweilen der Dinge, versetzt uns in die Lage, zu vergleichen und zu ordnen, um auf solche Weise zu allgemeinen Vorstellungen, zu Begriffen zu gelangen. Mag alles unter dem wechselnden Mond sich wandeln, für ein kurzes Zeitteilchen kann man jedes Ding so betrachten, als ob es unveränderlich wäre. Mit der Zeitupe läßt sich die rascheste Bewegung in Einzelbilder zerlegen und sogar von einer tausenden Röntgenkugel läßt sich ein Momentbild festhalten. Ein solches Momentbild ist auch — vergleichsweise gesprochen — der Satz der Logik: $A = A$.

Umgekehrt läßt sich jede, wenn auch noch so langsame Veränderung durch Zusammensetzung von Einzelaufnahmen veranschaulichen. So kann man z. B. das Wachstum der Pflanzen sichtbar machen, indem man in bestimmten Zeitintervallen, etwa in jeder Stunde, eine photographische Aufnahme von der betreffenden Pflanze macht und diese Photos aneinanderreihet, um sie als Kinofilm ablaufen zu lassen. Wenden wir diese Methode in der Begriffsbildung an, dann denken wir dialektisch, d. h. nicht mehr in starren Einzelvorstellungen, sondern wir betrachten jedes Ding als geworden und immer noch werdend, als jeweiliges Momentbild innerhalb eines kontinuierlich verlaufenden Prozesses. Um einen Vergleich zu gebrauchen: Das logische Denken gewährt einen Ueberblick über ein Sachgebiet wie von einer Aussichtswarte oder von einem Fesselballon aus, der an einem bestimmten Platz fixiert ist. Das dialektische Denken arbeitet wie ein Flugzeug, das niemals stillezustehen vermag und selbst ein ruhendes Nebeneinander nur als ein Nacheinander zu erfassen vermag. Die Logik denkt in Zuständen, die Dialektik in Veränderungen, die sich entweder tatsächlich vollziehen oder im Schoße des Bestehenden bereits heranzukommen beginnen. Ein weiterer Unterschied zwischen dem logischen und dem dialektischen Denken ergibt sich aus der näheren Betrachtung des zweiten Hauptsatzes der formalen Logik: A ist entweder A oder Nicht-A.

Wieder eine scheinbare Selbstverständlichkeit, weil wir ja gewohnt sind, in gegensätzlichen Begriffspaaren zu denken: hell und dunkel, gut und böse, reich und arm usw. In Wirklichkeit gibt es aber unzählige Abstufungen auf allen Gebieten des objektiven und subjektiven Lebens und jede Begriffsskala kann nur durch eine entsprechende Auslese bestimmter Merkmale zustandekommen. So gibt es z. B. nicht nur 7 Spektralfarben,

Fünf Vorträge

(Fortsetzung und Schluß)

Mit dieser Schlußfolgerung sind wir Freidenker vollkommen einverstanden, nur müssen wir es den hiezu berufenen Personen — und zu ihnen gehört in erster Linie Haenßler selbst — überlassen, den Kampf auf der von ihm aufgezeigten Ebene zu eröffnen, beziehungsweise fortzuführen, denn er hat ja in dankenswerter Weise diesen Kampf schon erfolgreich begonnen, wie die von ihm herausgegebene Sammlung «Wissen und Wahrheit» (vgl. «Freidenker» vom Oktober und Dezember 1946) beweist.

Etwas abseits von den bisher behandelten Themen steht das Referat von Hans Zulliger (Ittigen) über «Die praktische Form, der Zeitpunkt und die Bedeutung der Sexualaufklärung». Aber es setzt sich in Freidenkerkreisen immer mehr die Auffassung durch, daß uns die Frage der sexuellen Aufklärung der Jugend viel mehr angeht als wir bisher annahmen. (Vgl. «Religion und Sexualität» im «Freidenker» vom Mai 1947.) Die Sexualunterdrückung der Jugend ist eine wesentliche Stütze des religiösen Empfindens. Das weiß die Kirche ganz genau und ihre Moral ist in der Hauptsache eine Sexualmoral. (Man beachte die Praxis der katholischen Beichte!) Sexualverbote bilden nicht nur einen Anreiz zu «sündigen», sondern wecken vor allem Schuldgefühle (über 90 % aller Kinder onanieren!). Welche Rolle derartige Schuldgefühle bei der

Ausbildung religiöser Neigungen spielen, hat die Freidenkerbewegung bisher nicht genügend beachtet. Der englische Psychoanalytiker Ernest Jones sagte einmal in einem Vortrag über «Religionspsychologie» (1926), daß sich das Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber dem Leben («sentiment d'incomplétude» nach Janet, «Minderwertigkeitskomplex» nach S. Freud) auf verschiedenen Gebieten zeigen könne, doch «enthüllt die psychoanalytische Untersuchung dieser Erscheinung ihren einheitlichen Ursprung, nämlich das Gefühl von Sünde oder Schuld, das in dem Kind entsteht, wenn es sich bemüht, alle seine Triebe mit den Ansichten der Erwachsenen in Einklang zu bringen. Es ist daher psychologisch begründet, daß alle Unzulänglichkeitsgefühle, auf welchem Gebiet immer, dadurch gemildert werden können, daß man ihren Ursprung mit religiösen Mitteln behandelt; mit dem Vater (und Gott ist ein Vatersymbol. H.) versöhnt zu sein, bedeutet so viel wie seinen Beistand erlangen. Es ist wohl bekannt, was für eine bedeutungsvolle Rolle das Schuldgefühl in der Religion spielt; ohne dieses und die daraus folgende Notwendigkeit der Erlösung würde z. B. die christliche Religion ihres Sinnes fast entkleidet sein». Die sexuelle Aufklärung der Jugend liefert — sozusagen als Nebenprodukt — einen Abbau gewisser Schuldgefühle, indem dadurch die Sexualität als biologisch natürliche Funktion ihres Sündencharakters entkleidet wird. Gerade dieser Umstand ist für unsere Freidenkertätigkeit höchst wichtig und wir müssen es begrüßen, wenn uns die be-

sondern das Farbenband des zerlegten Sonnenlichtes ist ein Kontinuum, aus dem wir — natürlich nicht willkürlich, sondern auf Grund der Struktur unseres Sehapparates — die 7 charakteristischen Farbennüancen herausgreifen: rot, orange, gelb, grün, lichtblau, dunkelblau, violett. An den Uebergangstellen wird es schwer zu entscheiden sein, wann A noch A oder schon Nicht-A ist, z. B. gelb noch gelb und noch nicht grün.

Solchen Uebergängen kann das logische Denken mit seinem Satz vom ausgeschlossenen Dritten nicht gerecht werden. Noch weniger ist die Logik geneigt, zuzugeben, daß jeder Begriff schon in sich widerspruchsvoll ist. Das gilt nicht nur für jene physikalischen Begriffe, die sich auf die in der Natur vielfach zu beobachtende Erscheinung der Polarität beziehen. Letzterer Begriff der Polarität knüpft an jene Vorstellungen an, die wir mit der Naturkraft des Magnetismus verbinden. Jeder Magnet vereinigt in sich die gegensätzlichen Pole, die wir — in Hinblick auf die nach dem geographischen Nordpol weisende Magnetenadel — als Nord- und Südpol bezeichnen. Wir können diese Pole auch durch elektrische Kreisströme ersetzen (Solenoid), so daß wir auch von einer elektrischen Polarität sprechen können. Nur sind uns auf diesem Gebiete die Bezeichnungen «positiv» und «negativ» vertrauter, die aus der Mathematik stammen und ursprünglich nur ein Plus oder Minus an elektrischer Spannung gegenüber dem neutralen (unelektrischen) Zustand bezeichnen sollten. Durch die moderne Atomphysik sind uns die Begriffe «Elektronen», «Positronen», «Neutronen» geläufig geworden und auch in die Ionentheorie der Chemie sind die mit diesen Begriffen zusammenhängenden Vorstellungen eingedrungen.

In Bezug auf unser Thema sind wir nur an der «Einheit der Gegensätze» (Heraklit) interessiert, die sich im polaren Verhalten der oben erwähnten physikalischen und chemischen Körper manifestiert. Um diese «Einheit der Gegensätze» zu demonstrieren, wollen wir aber ein anderes Beispiel heranziehen, das dem allgemeinen Verständnis näher liegt, nämlich aus unserem Seelenleben: Alle unsere Gefühle sind ambivalent (widerspruchsvoll). Die Psychoanalyse spricht von einer Haßliebe und meint damit, daß in jeder Liebe zugleich auch Haßmomente enthalten sind. So wird z. B. der Vater zugleich ge-

liebt, gefürchtet und gehaßt (Oedipus-Komplex). Auch in der Freundschaft zeigen sich oft genug ambivalente Züge, wie das Verhältnis Nietzsches zu Richard Wagner bewies. Aber selbst im Seelenleben eines jeden Einzelmenschen lassen sich gegensätzliche Tendenzen erkennen. Das Wort von den «zwei Seelen, ach», die in der Brust des Menschen wohnen, gilt allgemein und das Wörtchen «ach» kennzeichnet zur Genüge die Schmerzhaftigkeit der in unserer Seele sich auswirkenden Gegensätze. Goethe selbst hat die Zwiespältigkeit seines Wesens dichterisch nach außen projiziert, indem er die in seiner eigenen Seele vorhandene «Einheit der Gegensätze» in zwei Personen — als Spieler und Gegenspieler — aufteilte: Faust und Mephistopheles. Götz und Weislingen usw.

Hat man sich einmal an eine dialektische Betrachtung von Menschen und Geschnissen gewöhnt, dann wird man auch die Weltgeschichte mit anderen Augen ansehen, vielleicht sogar manche «Ungereimtheiten» in der Politik besser verstehen. Nach Karl Marx kann etwas ökonomisch ganz falsch und doch historisch notwendig sein. Man muß nur die Zusammenhänge richtig erkennen, um einzusehen, daß das historische Geschehen nicht logisch, sondern dialektisch abläuft. Es offenbart sich in demselben, was man in der Biologie als «Mutationen» bezeichnet und was der logischen Betrachtungsweise so sehr widerstrebt. Jede soziale Evolution drängt zu einer politischen Revolution, und diese ist wiederum Ausgangspunkt einer sozialen Evolution. Für das dialektische Denken gibt es keine isolierten historischen Tatsachen, sondern höchstens relativ stabile Zustände, deren Eigenart einerseits kausal aus der Vergangenheit abzuleiten ist, andererseits aber — so weit der Mensch selbst als historische Triebkraft, als «Prinzip der umwälzenden Praxis» auftritt — final auf eine anzustrebende Zukunft weist.

So gesehen waltet kein unabänderliches Fatum über uns, sondern wir selbst sind bis zu einem gewissen Grade Herren unseres Schicksals, also auch dafür *verantwortlich*. (Freilich können wir nicht willkürlich agieren, sondern bleiben in unserem Tun abhängig von den gegebenen sozialen Möglichkeiten, aber ganz willenlos sind wir nicht). Die Verelendung der Massen ist kein Gesetz, sondern eine Tendenz; es liegt an den Massen selbst, ob sie durch organisatorischen Zusammenschluß

rufenen Psychoanalytiker beraten, damit wir da den richtigen Weg finden.

Zulliger behandelt zunächst die viel diskutierte Frage des Storchmährchens und zeigt dessen symbolischen Sinn auf. Dann verweilt er bei den «Gründen, weshalb das Kind die reale Sexualaufklärung ablehnt». Er warnt vor einer «mangelhaften Sexualaufklärung und ihren Folgen». Wir müssen bedenken, daß «in unserer christlichen Kultur die Sexualität nur deshalb eine solche zentrale Bedeutung erhalten hat und in mancherlei Hinsicht ausgeartet ist, weil sie von Jugend auf mit Verboten und mit Angst gekoppelt wird». Daher hätte «eine Sexualreform jedenfalls schon in der Kinderstube zu beginnen. Vor allem gälte es, den Kindern richtigen Aufschluß auf ihre sexuellen Fragen zu erteilen». Denn «wenn Kinder, schon kleine Kinder, Fragen stellen, dann haben sie sich bereits etwas gedacht und eine bestimmte Theorie gebildet». Dabei ist es natürlich «vollkommen falsch, Kinder zu belügen ... Denn irgend einmal kommt für das Kind ans Tageslicht, es sei hintergangen, betrogen worden. Die dadurch verursachte Enttäuschung, selbst wenn sie äußerlich nicht so sehr sichtbar ist, bewirkt einen vollkommenen Vertrauensbruch».

Da die Eltern selbst erst über die sexuelle Aufklärung aufgeklärt werden müssen, so verlangt Zulliger die Errichtung von *Mütterbildungskursen*: da würden dann die werdenden Mütter auch etwas über die «Zeugungs- und Geburtsphantasien der Kinder» erfahren, sowie über «Art und Zeit der sexuellen Aufklärung». Zulliger be-

handelt auch die «Sexualaufklärung in der Schule» und zeigt, daß auf diesem Gebiete womöglich noch mehr gesündigt wird als im Elternhaus. Ueberdies ist Zulliger der Ansicht, daß «eine sexuelle Aufklärung in der Schule immer zu spät kommt». In seinen Leitsätzen betont Zulliger insbesondere, daß «die Benachteiligungsgefühle der Mädchen und die Katastrionsangst der Knaben bekämpft und unwirksam gemacht werden» müssen. Vor allem aber «muß unser Denken *affektfrei* werden, wenn es sexuelle Dinge angeht; auf anderem Wege läßt sich die Verlogenheit unserer gesamten sexuellen ‚Kultur‘ nie überwinden».

* * *

Bescheiden wird im Vorwort der vorliegenden Broschüre gesagt: «Der Zweck der Schrift besteht darin, Anregung zu geben zu eigenem Nachdenken, eigener Selbstprüfung und zu zielbewußtem Vorgehen in der praktischen Erziehung.» Es sind jedoch mehr als nur Anregungen, die hier geboten werden und die FVS. kann stolz darauf sein, daß ihr eine so stattliche Reihe von geeigneten Referenten zur Verfügung steht. Nach meiner Kenntnis von dem Stand der Freidenkerbewegung in den verschiedenen Ländern kann ich nur sagen, daß die FVS. gegenwärtig an der Spitze dieser Bewegung marschiert. Der vorliegende Bericht über die Arbeitstagungen der FVS. ist nur ein neuerlicher Beweis dafür. Diese Tatsache ist doppelt erfreulich, da augenblicklich die einst so bedeutsame Freidenkerbewegung in Deutschland und Oesterreich ausschaltet.

Hartwig.

(Gewerkschaften) imstande sind, dieser Tendenz entgegenzuwirken. Die zyklische Wiederkehr von Wirtschaftskrisen ist kein Gesetz, sondern nur eine Tendenz; es liegt an uns, durch eine groß angelegte Wirtschaftsplanung, den Krisenzyklus zu unterbinden. Geschichte selbst ist nur im Zusammenhang (dialektisch) zu begreifen; jede isolierte Betrachtung des historischen Geschehens verleitet leicht zu falschen (logischen) Schlüssen. Vor allem darf man in der geschichtlichen Betrachtung nicht generalisieren. So ist nicht einfach jede Revolte als ein die Entwicklung vorwärtstreibendes Moment zu werten. Die englischen Maschinenstürmer mochten subjektiv revolutionär erscheinen, objektiv war ihr Tun zweifellos reaktionär. Der Nationalismus ist nicht unter allen Umständen als rückschrittlich zu verwerfen, weil er der internationalen Integration der Menschheit entgegenwirkt, sondern es kommt darauf an, unter welchen äußeren Verhältnissen er auftritt. In den Kolonien kann der nationalen Ideologie eine revolutionäre Bedeutung zukommen, während sie gleichzeitig in Europa als Deckmantel für reaktionäre Bestrebungen (Faschismus) auftreten mag. Der Kapitalismus hat einmal mit seiner «alles durchwühlenden» Kraft die Entwicklung gewaltig vorwärts getrieben, der Monopolkapitalismus unserer Tage ist zu einem Hemmnis der Produktion geworden usw.

Relativ stabile historische Gebilde kann man nur in ihren gegenseitigen Beziehungen richtig verstehen; ihre Abgrenzung erfolgt nach bestimmten Merkmalen, denen man Qualitätscharakter zuerkennt und die marxistische Dialektik, die sich in der Hauptsache auf geschichtliche Phänomene bezieht, gebraucht dabei die Redewendung: Quantität schlägt in Qualität um. Was will man damit sagen? Zur Verdeutlichung des objektiven Tatbestandes wird gern ein Beispiel verwendet, das einem physikalischen Vorgang entnommen ist: Wenn man Wasser erhitzt, so wird es immer wärmer, bleibt aber Wasser, d. h. flüssig; sobald es jedoch bis zum Siedepunkt erhitzt wird, so verwandelt es sich in Dampf, d. h. es wird gasförmig. Die Quantität der zugeführten Wärme, die sich in molekulare Bewegung umsetzt, hat schließlich eine qualitative Veränderung zur Folge. Der Uebergang vom flüssigen in den dampfförmigen Aggregatzustand ist ein Prozeß; das Umschlagen erfolgt, sobald der im Innern der Flüssigkeit sich bildende Wasserdampf jene Spannkraft erlangt, die zur Ueberwindung des äußeren Druckes (Luftdruck) ausreicht. Dann siedet das Wasser oder genauer: es beginnt zu sieden, denn es verwandelt sich nicht plötzlich das ganze Wasser in Dampf, sondern die nunmehr zugeführte Wärme wird nicht mehr zur Erhöhung der Temperatur des Wassers verwendet, bewirkt vielmehr die Aenderung des Aggregatzustandes.

Letzterer ist selbst nur relativ zu bewerten: Gesättigter Wasserdampf hat andere Qualitäten als überhitzter Wasserdampf. Ähnlich ist es mit allen Qualitäten. Für uns Menschen ist Wasser flüssig, und gewiß kann kein Mensch auf dem Wasser herumspazieren, aber ein winziger Wasserläufer hat offenbar einen anderen Qualitätseindruck von der Wasseroberfläche (Flüssigkeitshäutchen infolge der sogenannten Oberflächenspannung) als wir Menschen. Uebrigens ist sogar das feste Gestein relativ «flüssig», denn die Stollen eines Bergwerks schließen sich langsam infolge des Bergdruckes, sobald man die Stützen entfernt.

Damit ist aber nichts gegen das dialektische Denken gesagt. Wir denken immer nur annähernd richtig und darum sind auch die modernen Logistiker von der «zweiwertigen» Logik abgerückt, die nur in scharfen Gegensätzen (wahr oder falsch) zu

urteilen vermag. Die neue «melirwertige Logik» arbeitet mit Näherungswerten. (Vgl. Hans Reichenbach «Die Bedeutung des Wahrscheinlichkeitsbegriffes für die Erkenntnis», Referat, erstattet auf dem VII. internationalen Philosophenkongreß in Prag 1934.)

Wir wollen uns aber nicht mit dem physikalischen Exempel vom Umschlagen der Quantität in Qualität begnügen, sondern noch zur Verdeutlichung dieses für das dialektische Denken wichtigen Begriffs ein Beispiel aus dem sozialen Leben heranziehen: In einem kleinen Dorf mit geringer Einwohnerzahl gibt es keine eigene Schule, kein Krankenhaus usw. Die Kinder besuchen die Schule in einem größeren Nachbardorf, wo die Anstellung eines Lehrers sich rentiert; die Kranken müssen — sofern Spitalpflege erforderlich ist — in die nächste Kreisstadt gebracht werden usw. Nehmen wir nun an, daß die Einwohnerzahl des Dorfes (z. B. infolge Errichtung einer Fabrik) durch Zuwanderung von außen sprunghaft wächst, dann wird der quantitative Zuwachs der Bevölkerung schließlich einen Zustand herbeiführen, der den Charakter der Siedlung — sozusagen deren Zivilisationsgrad — grundlegend ändert: Die Voraussetzungen für eine eigene Schule sind gegeben, auch ein eigenes Spital bekommt einen Sinn, es wird ein Postamt errichtet, vielleicht erfolgt sogar der Anschluß des Dorfes an das Eisenbahnnetz des Landes usf. Die Quantität der Bevölkerung führt zwangsläufig zu einem Umschlagen der Qualität der betreffenden Menschengesellschaft.

Ebenso führt die Schaffung eines Volksheeres, d. h. die zahlenmäßige Steigerung der militärischen Streitkräfte notwendig zu einer qualitativ geänderten Organisationsform der Armee. Am deutlichsten aber läßt sich das Umschlagen von Quantität in Qualität im Biologischen verfolgen. Die tierischen Einzeller benötigen noch keine Sinnesorgane und schon gar nicht besondere Fortpflanzungsorgane. Eine Amöbe wächst durch Nahrungsaufnahme und hat sie eine bestimmte Größe erreicht, so teilt sie sich (übrigens auch eine Qualitätsänderung) und setzt dann ihre Freistätigkeit fort. Auf einer höheren Stufe von Zellenkomplexen bildet sich eine Art Verdauungskanal aus, doch zur Orientierung in der Außenwelt genügt das Abtasten der Umgebung. Erst bei den Quallen zeigen sich die ersten Ansätze eines Auges, d. h. eines auf Ferne eingestellten Sinnesorgans, sowie primitive Anfänge eines statischen Apparates. Von hier aus kann man Schritt für Schritt verfolgen, wie durch quantitative Anhäufung von immer mehr Zellen im Verband eines tierischen Körpers qualitative Aenderungen im Gesamthaushalt desselben auf Grund der Arbeitsteilung (Ausbildung besonderer Organe zur Fortbewegung, zur Fortpflanzung usw.) erzielt werden. Sehr schön läßt sich auch die Differenzierung des Nervensystems bei der Entwicklung des Wirbeltierstammes bis herauf zum Menschen verfolgen.

Zum Schluß möge noch die Frage aufgeworfen werden, ob die Menschheit sich den Umweg über die formale Logik hätte ersparen können, um direkt zu der mehr wirklichkeitsnahen dialektischen Betrachtungsweise zu gelangen. Wir haben bereits angedeutet, daß der Mensch, bedrängt durch die Fülle der Gesichte in der Außenwelt, genötigt war, zunächst die nahe liegendsten Ähnlichkeiten der Naturerscheinungen zu erfassen, um das Chaos der auf ihn einstürzenden Umwelt begrifflich zu meistern. Das Fundamentalprinzip unseres Denkens ist die Assoziation. Eine gedankliche Verbindung einzelner Wahrnehmungen läßt sich aber nur dann klaglos herstellen, wenn wir von den zahllosen Verschiedenheiten der Dinge und Vorgänge abstrahieren und hervorheben, was dieselben — trotz

bestehender Differenzen in der Größe, Farbe, Gestalt usw. — gemeinsam haben. Natürlich gibt es nicht zwei Dinge auf der Welt, die einander «gleich» sind; sie ähneln einander bestenfalls «wie ein Ei dem andern». Aber wir müssen uns mit einer relativen Gleichheit, beziehungsweise Ähnlichkeit der Dinge begnügen, um überhaupt zu einer Begriffsbestimmung in einem mehr oder weniger begrenzten Umkreis zu gelangen. Das logische Denken ist eine notwendige Vorstufe des dialektischen Denkens und bezeichnete einst einen gewaltigen Fortschritt gegenüber dem vorlogischen (magischen) Denken. Heute aber führt die Verschiedenheit im Denken der Menschen, die natürlich ihrerseits sozialpsychologisch bedingt ist, zu den größten Mißverständnissen, die selbst wieder nur dialektisch verstanden werden können. Um es ganz grob zu formulieren: Die konservative Gesinnung begnügt sich mit der starren formalen Logik, der fortschrittlich eingestellte Denker wird der Dialektik den Vorzug geben. Es ist typisch konservativ, wenn man die Gleichberechtigung der Menschen mit der Begründung ablehnt, daß die breiten Massen des Volkes in ihrer Kulturrückständigkeit nicht den Anspruch erheben dürfen, mit der geistig verfeinerten Oberschicht der Gesellschaft politisch gleichgestellt zu werden. Der Dialektiker fragt nach der Ursache der Kulturrückständigkeit der Massen und da erhält er ein ganz anderes Bild von den tatsächlichen Verhältnissen.

Das hat sogar schon Kant gewußt; in einem Aufsatz «Was ist Aufklärung?» (Berlinische Monatsschrift 1784) erhebt er den Vorwurf gegen die herrschende Klasse, deren Angehörige er spöttisch als «Vormünder» bezeichnete, die «die Oberaufsicht über sie (die minder berechtigten Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft) gütigst auf sich genommen haben», daß sie absichtlich die Aufklärung des Volkes verhindert: «Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten, wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen, allein zu gehen.»

Damit sei zugleich angedeutet, wer heute ein Interesse daran hat, die Entwicklung des dialektischen Denkens zu hemmen.

Hartwig.

Warum gab es in Italien keine Reformation?

Diese Frage stellt der große schweizerische Kunst- und Kulturhistoriker Jacob Burckhardt* in seinem berühmten Werk «Die Kultur der Renaissance in Italien» (im VI. Abschnitt, 2. Kapitel «Die Religion im täglichen Leben»). Er wundert sich, «warum das geistig so mächtige Italien nicht kräftiger gegen die (klerikale) Hierarchie reagiert, warum es nicht eine Reformation gleich der deutschen und vor derselben zustande gebracht habe?»

Das Ausbleiben einer Reformationsbewegung in Italien erscheint ihm besonders deshalb so rätselhaft, weil zahlreiche Zeugnisse in der Literatur der damaligen Epoche beweisen, wie sehr die allgemeine Stimmung aller Volksschichten gegen die Uebergrieffe der Romkirche, gegen das Mönchsunwesen, gegen die aufreizend üppige Lebenshaltung der hohen Geistlichkeit, gegen die Korruption des Klerus, gegen die Simonie (Erwerb geistlicher Aemter durch Bestechung), gegen die Aus-

Bekunden Sie Ihr Interesse an der Bewegung durch die Teilnahme an der 3. Arbeitstagung in Aarau vom 7. September 1947. (Siehe Inserat.)

wüchse des Papsttums, gegen den Ablasshandel usf. gerichtet war. Die Empörung über diesen öffentlichen Skandal war allgemein, und trotzdem gab es in Italien keine Auflehnung der gläubigen Massen gegen den Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt, gegen die Vergewaltigung des christlichen Gedankens. Burckhardt grübelt vergebens und meint schließlich resigniert: «Kolossale Ereignisse, wie die Reform des 16. Jahrhunderts, entziehen sich wohl überhaupt ... aller geschichtsphilosophischen Deduktion, so klar man auch ihre Notwendigkeit im großen und ganzen erweisen kann. Die Bewegungen des Geistes, ihr plötzliches Aufblitzen, ihre Verbreitung, ihr Innehalten sind und bleiben unseren Augen wenigstens insoweit ein Rätsel, als wir von den dabei tätigen Kräften immer nur diese und jene, aber niemals alle kennen.»

So versucht er denn im einzelnen, «diesen und jenen Kräften» nachzuspüren, um zu einer Art Erklärung zu gelangen und stellt zunächst fest: «Die Stimmung der höheren und mittleren Stände gegen die Kirche zur Zeit der Höhe der Renaissance ist zusammengesetzt aus tiefem, verachtungsvollem Unwillen, aus Akkomodation an die Hierarchie, insofern sie auf alle Weise in das äußere Leben verflochten ist und aus einem Gefühl der Abhängigkeit von den Sakramenten, Weihen und Segnungen.» Diese widerspruchsvolle Einstellung der «höheren und mittleren Stände» zur Kirche gab es aber auch in Deutschland und trotzdem kam es dort zur Reformation, während der «antihierarchische Unwillen der Italiener» sich hauptsächlich nur in der Literatur (*Dante, Machiaveli, Guicciardini, Bandello, Franco Sacchetti, Boccaccio* u. a.) Luft machte.

Besonders Masuccio nimmt sich kein Blatt vor den Mund; die ersten zehn seiner fünfzig Novellen sind «in der tiefsten Entrüstung und mit dem Zweck, dieselbe zu verbreiten, geschrieben und den vornehmsten Personen, selbst dem König Ferrante und dem Prinzen Alfonso von Neapel dediziert». Von herumziehenden Minoritenkonventualen sagt er: «Sie betrügen, rauben und huren, und wo sie nicht mehr weiter wissen, stellen sie sich als Heilige und tun Wunder, wobei der eine das Gewandt von S. Vincenzo, der andere die Schrift S. Bernardino, ein dritter den Zaum von Capistranos Esel vorzeigt.» Andere «bestellen sich Helfershelfer, welche scheinbar blind oder todkrank, durch Berührung des Saumes ihrer Kutte oder der mitgebrachten Reliquien plötzlich mitten im Volksgewühl genesen; dann schreit alles Misericordia! man läutet die Glocken und nimmt lange, feierliche Protokolle auf». «Es kommt vor, daß ein Mönch auf der Kanzel von einem andern, welcher unter dem Volke steht, keck als Lügner angeschrien wird; dann aber fühlt sich der Rufende plötzlich von Besessenheit ergriffen, worauf ihn der Prediger bekehrt und heilt — alles reine Komödie. Der Betreffende mit seinem Helfershelfer sammelte so viel Geld, daß er von einem Kardinal ein Bistum kaufen konnte, wo beide gemächlich auslebten.»

«Die Nonnen gehören ausschließlich den Mönchen; sobald sie sich mit Laien abgeben, werden sie eingekerkert und verfolgt, die andern aber halten mit Mönchen förmlich Hochzeit, wobei sogar Messen gesungen, Kontrakte aufgesetzt und Speise und Trank reichlich genossen werden ... Solche Nonnen gebären dann entweder niedliche Mönchlein oder sie treiben die Frucht ab. Und wenn jemand behaupten möchte, dies sei eine

* Am 8. August d. J. jährte sich zum 50. Mal sein Todestag.